

Das Bild Jesu Christi im Spiegel des Neuen Testaments

Thomas Söding

In keiner neutestamentlichen Schrift findet sich ein Portrait Jesu. Aber es gibt eine Vielzahl von Texten, die charakteristische Bilder Jesu zeichnen: durch typische Geschichten, treffende Ausdrücke, erhellende Titel, prägende Worte. Diese Bilder sind vielfältig, aber nicht beliebig; sie sind eindeutig, aber nicht uniform. Es gibt weder nur ein Evangelium noch tausend Evangelien, sondern vier, die in der ganzen Kirche als kanonisch anerkannt sind; es gibt im Neuen Testament auch weder nur einen einzigen Eindruck von Jesus noch beliebig viele Facetten, sondern ein farbiges Spektrum verschiedener Ansichten, die immer ebenso viel über Jesus wie über den Betrachter sagen und ihren entscheidenden Bezugspunkt darin finden, dass sie Jesus mit Gott in Verbindung bringen. Nicht nur die Evangelien zeichnen solche „Portraits“, sondern auch die Briefe mit den christologischen Bekenntnissen und Reflexionen aus der Urgemeinde. Die Johannesoffenbarung, das letzte Buch der Bibel, rollt einen ganzen Bilderteppich aus, der die Künstler aller Zeiten inspiriert hat wie keine andere Bilderserie.

1. Jesus - das Bild Gottes

Nach dem Apostel Paulus ist Jesus das „Bild Gottes“ (2Kor 4,4). An ihm kann man sehen, wer Gott ist; in der Person Jesu tritt Gott selbst in Erscheinung. Jesus ist das Bild Gottes: als lebendiger Mensch von Fleisch und Blut, aber auch als Leidender und Sterbender, als Gekreuzigter. Denn er ist der Sohn Gottes, den der Vater von den Toten auferweckt hat. Paulus verkündet Jesus als „Bild Gottes“ vor dem Hintergrund der Genesis: Nach dem Schöpfungsbericht ist jeder Mensch als Gottes „Bild“ erschaffen (Gen 1,26f.). Jesus, als „Bild“ Gottes gesehen, ist also wahrer Mensch. Aber Paulus sagt, dass Jesus in seinem Menschsein ganz und gar vom Vater geprägt ist. „Gott war in Christus“ (2 Kor 5,19). Deshalb offenbart der Mensch Jesu das Gottsein Gottes – allen Menschen zum Heil.

Der Kolosserbrief führt diesen Gedanken fort; er nennt Jesus mit den Worten eines alten Hymnus das „Bild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15). Die Unsichtbarkeit Gottes ist ein Grundsatz jüdisch-christlicher Theologie. Er entspricht dem Gebot: „Du sollst Dir kein Gottesbild machen“ (Ex 20,4, Dtn 5,8). Das Bilderverbot, das zu den Zehn Geboten gehört, achtet die Heiligkeit und Einzigkeit Gottes, seine Transzendenz und ungeahnte Größe. Nach Paulus gehört die Unsichtbarkeit zum Wesen Gottes (Röm 1,20). Seine Wahrheit sprengt jede menschliche Vorstellungskraft. Als „Bild“ hebt Jesus die Unsichtbarkeit Gottes nicht auf; vielmehr zeigt sich Gott als der Unsichtbare in Jesus, und Jesus macht Gott als den Unsichtbaren sichtbar. Der tiefste Sinn dessen ist im Kreuz zu finden (Kol 1,20).

Nach dem Johannesevangelium hat Jesus selbst sich als den offenbart, der Gott offenbart (Joh 1,18). Er, das fleischgewordene Wort Gottes (Joh 1,14), kann die Bitte erfüllen, die sein Jünger Philippus an ihn richtet: „Herr, zeig uns den Vater“ (Joh 14,8). Jesus antwortet, indem er den Blick auf seine eigene Person lenkt: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9). Ähnlich hatte er zuvor am Ende seiner öffentlichen Auftritte in Jerusalem erklärt: „Wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat“ (Joh 12,45). Das aber ist der Vater, der aus Liebe der Welt seinen Sohn gegeben hat (Joh 3,16)

Wer nach christlichem Glauben den unsichtbaren Gott schauen will, muss also auf Jesus blicken. Wer Jesus anschaut, sieht das Bild Gottes. Was aber sieht, wer auf Jesus schaut? Wie sieht Jesus selbst aus? Welches Bild gibt er ab?

2. Das Gesicht Jesu

Nirgendwo wird im Neuen Testament beschrieben, wie Jesus ausgesehen hat. Die Evangelien zeigen ihn als einen Menschen aus Fleisch und Blut, als einen Juden aus Nazareth, am Ende als einen Gekreuzigten und am neuen Anfang als einen leibhaftig Auferstandenen, der noch die Wundmale trägt. Aber die Form seines Körpers, die Züge seines Gesichtes, die Art seiner Bewegungen werden nirgends beschrieben. In antiken Biographien gehören mehr oder weniger idealisierte Personenbeschreibungen zum Repertoire. Weshalb fehlen sie in den Evangelien?

Über die Gründe braucht man nicht nur zu spekulieren. Auch von den Aposteln, von Petrus und Judas, von Jakobus, Johannes und Matthäus, gibt es keine Portraits – ebenso wenig von Maria und Joseph, Elisabeth und Zacharias. Von Johannes dem Täufer wird wenigstens mitgeteilt, wie er bei seinen öffentlichen Auftritten gekleidet war; das Gewand aus Kamelhaaren und der lederne Gürtel (Mk 1,6) weisen ihn als einen neuen Elias aus, der in der Wüste zur Umkehr ruft. Von Jesus erfährt man nichts dergleichen.

Ein Schlüssel zur Diskretion der Evangelien liegt vielleicht darin, dass nicht eine charakteristische Physiognomie oder Kleidung, nicht ein „besonderes Kennzeichen“ oder Charaktermerkmal zum Geheimnis Jesu führen; es sind vielmehr seine Worte und Taten, die für ihn und seine Botschaft sprechen, seine Gleichnisse und Streitgespräche, seine Gastmähler mit Zöllnern und Sündern, seine Weg-Gemeinschaft mit den Jüngern. Um seines Evangeliums willen, das er den Menschen im Gottesvolk Israel bringen will, lebt Jesus als einer von ihnen, „in allem seinen Brüdern gleich geworden“, wie es der Hebräerbrief sagt (2,17). Jesus ist kein Übermensch; kein Heros der Gottesherrschaft. Er ist weder der strahlende Held der Nächstenliebe, der mit unwiderstehlichem Lächeln durch die Lande zieht, noch der große Triumphator der Rechtgläubigkeit, der mit schlagenden Argumenten alle Feinde Gottes vernichtet. Er ist der Sklave, der seinen Jüngern die Füße wäscht (Joh 13,1–13), der „Menschensohn, der gekommen ist, nicht um bedient zu werden, sondern um zu dienen“ (Mk 10,45), der „Sohn“, den der Vater in den Weinberg Israel schickt, auch wenn er getötet wird (Mk 12,1–12 parr.).

Wie Jesus genau ausgesehen hat, ist offenbar kein wesentlicher Aspekt der Christologie. Wesentlich ist, dass Jesus Mensch geworden ist, als Jude im Gottesvolk Israel; wesentlich ist, dass er am Kreuz gestorben ist, wie viele vor und nach ihm, ob als Verbrecher, ob als Märtyrer, ob als unschuldige Opfer. Nach Johannes ist Jesus wahrhaft Mensch, aber deshalb wird er in seiner Gottheit verkannt: „Mitten unter euch steht, den ihr nicht kennt“ (Joh 1,26). Gott bleibt denen verborgen, die ihn nicht in Jesus erkennen; Jesus, der Mensch, bleibt denen verborgen, die in ihm nicht Gott erkennen. Jesus offenbart Gott durch seine Zeichen, der er selbst *das* Zeichen Gottes ist.

Dies alles zeigen die Evangelien – von verschiedenen Seiten aus und in unterschiedlichem Licht. Das „Bild“, das sie von Jesus haben, ist farbenreich und hintergründig; aber das Portrait, das sie zeichnen, ist gerade deshalb treffend, weil Jesus in seinen Worten, in seinen Taten und seinem Leiden beschrieben wird. Bei Jesus bilden Botschaft und Person, Sendung und Geschick eine Einheit. Jesus gibt seiner Botschaft ein Gesicht – seine äußere Gestalt tut nichts zur Sache.

Jesus repräsentiert keinen „Typ“; er verwirklicht kein Ideal, er ist Gottes Liebe in Person. Das bringen die Evangelien zum Ausdruck.

Die Zurückhaltung der Evangelien im Blick auf jegliche Beschreibung des Aussehens Jesu zu respektieren, ist schwer, aber notwendig. Jesus-Legenden, wie sie seit den apokryphen Evangelien des 2. Jahrhunderts geschrieben werden, wollen die Lücken füllen, die von den kanonischen Evangelien gelassen worden sind, und werden desto nichtssagender, je redseliger sie von der Geburt und der Kindheit, den geheimen Lehren und den Wundern, der Auferstehung und den Erscheinungen Jesu zu erzählen versuchen. Ikonographie und apokryphe Jesus-Literatur verfolgen die gleichen Ideale; sie stehen in der gleichen Gefahr falscher Eindeutigkeit und haben die gleiche Chance, ein Geheimnis des Glaubens zur Anschauung zu bringen: die Transparenz für das Göttliche in der menschlichen Gestalt Jesu und für die Menschlichkeit in der Glorie des Gottessohnes.

3. Neue Ansichten

Der Neuzeit wird diese Bild-Sprache fremd. Das literarische Produkt der Aufklärung ist der historisch-kritische Jesus-Roman. Er will dem Menschen Jesus nahe kommen, indem er seine Psychologie beschreibt – wie sie einem Modernen plausibel erscheint: das Genie tritt hervor, das unverbrauchte Naturkind, der Nonkonformist, der einsame Kämpfer, der Idealist. Die Neuzeit formt den Mann aus Nazareth nach ihrem eigenen Bilde, bis in genaue Beschreibungen von Haar- und Augenfarbe, Gestik und Mimik hinein. Kein „Leben Jesu“ hat literarische Qualität, keines theologische Substanz. Die Gestalt entschwindet desto weiter, desto farbenfroher und detailreicher sie vor das Auge des Betrachters gestellt werden soll. Halten die Nazarener noch mühsam die Balance des Mysteriums, verbreiten ihre Bilder im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit nur noch gnadenlosen Kitsch.

Was bleibt, ist die Alternative der Moderne, konsequent auf Historisierung zu verzichten. Die Literatur kann sich dazu verstehen, Jesus, vielfach abgespiegelt, in der Gestalt eines heutigen Menschen auftreten zu lassen, oder besser: die Geschichte eines heutigen Menschen so zu erzählen, dass sie Jesus transparent werden lässt. Wo diese Erzählungen ohne weiteres als Jesus-Geschichten gelesen werden, entstehen tiefe Missverständnisse; je nach dem Zeitgeschmack muss Jesus in der Rolle des verfolgten Juden oder des streitbaren Revolutionärs, des großartigen Therapeuten oder des weisen Lehrers auftreten, nie kann er seine Heilsbedeutung ausspielen, an der alles hängt. Tatsächlich gehören jene Erzählungen zur Gattung der Nachfolge-Geschichten. Ihr Thema ist nicht die Christologie, sondern die *imitatio Christi*. Darin liegt ihre Stärke: in der *applicatio*, nicht der *memoria*. Sie bedürfen der Evangelien als Bezugstexte, die allein Primärliteratur sind, aber sie legen Spuren, um die Gegenwart Jesu in unserer Zeit zu entdecken.

Der bildenden Kunst öffnen sich durch die Wendung zur Abstraktion und zur Autonomie neue Freiräume. Einer Illustration der Bibel bedarf es nicht, wohl aber des Aufbaus einer Spannung nicht nur zu den erstarrten Jesus-Bildern gängiger Kirchen-„Kunst“, sondern auch zur traditionellen Ikonographie; es bedarf einer Weitung des ästhetischen Horizonts, aber auch einer neuen Arbeit an den christologischen Grund-Symbolen des Kreuzes, des Lichtes, des Brotes, auch einer neuen Achtung des Menschen Jesus und seines Judentums. Die Gefahr der „abstrakten“ Kunst ist der Verlust an Konkretion, die der Glaube braucht, die Auflösung der Christologie ins allgemein Religiöse, ins universal Geistige. Diese Gefahr aber ist die Schwester der großen

Möglichkeit: Jesus nicht auf ein Bild festzulegen, sondern im Bild das Bild des unsichtbaren Gottes widerzuspiegeln – bis wir „von Angesicht zu Angesicht schauen werden“ (1 Kor 13,12).

Literaturhinweise:

- *Helmut Merklein*, Christus als Bild Gottes im Neuen Testament, in: Jahrbuch für Biblische Theologie 13 (1998) 53–75
- *Josef Ratzinger*, Unterwegs zu Jesus Christus, Augsburg 2003, bes. 11–40
- *Thoma Söding*, Das Bild Jesu Christi, in: Johannes Rösler (Hg.), Mehr Himmel wagen. Spurensuche in Gesellschaft, Kultur, Kirche, Freiburg – Basel – Wien 1999, 75–79
- *Thomas Söding*, Gottes Geheimnis sichtbar machen. Jesu Gleichnisse in Wort und Tat, in : Bibel und Kirche 63 (2008), 58–62
- *Alex Stock*, Poetische Dogmatik I–IV, Paderborn 1995–2007